

gutes leben  
**bene!**



MARIA MESRIAN & LISA KÖTTER

**Entmachtet diese Kirche**  
und gebt sie den Menschen zurück



# INHALT

Einleitung: Das Weite suchen .....	7
Liebe .....	21
Gemeinschaft .....	52
Freiheit .....	95
Gerechtigkeit .....	117
»Grundnahrungsmittel unseres Lebens« .....	139
Umsteuern .....	148
Viten .....	151

»Wir fühlen eine  
Sehnsucht nach dem,  
was wir schon  
im Stillen besitzen.«

*Johann Wolfgang von Goethe*

## EINLEITUNG

# DAS WEITE SUCHEN

Der Satz von Johann Wolfgang von Goethe bestätigt uns Menschen inneren Reichtum, einen Besitz, der uns durch das Menschsein gegeben ist. Es gibt etwas Universales, von dem kein Mensch sich abwenden möchte: Wir alle haben eine Sehnsucht nach Liebe, Gemeinschaft, Freiheit und Gerechtigkeit.

Wenn Goethe recht hat und wir das, wonach wir uns sehnen, schon im Stillen besitzen, dann kann die Sehnsucht uns einen Weg zur erträumten Wirklichkeit bahnen.

Liebe, Gemeinschaft, Freiheit und Gerechtigkeit sind existenziell wichtig für jeden Menschen. Sie sind wie die »Grundnahrungsmittel« des Menschenlebens. Die Sehnsucht nach ihnen trägt uns durchs Leben, sie sind für uns der Maßstab unseres Geborgen-Seins in dieser Welt. Darum sind dies auch die Begriffe, die immer als Erstes und vor allem vereinnahmt werden von denen, die uns zu etwas

bringen, die uns von etwas überzeugen wollen: ihre Zahnpasta zu kaufen, ihre Partei zu wählen, sie zu bewundern, ihnen Geld zu zahlen, ihrer Ideologie zu folgen oder an ihre einzig wahre »Göttliche Ordnung« zu glauben.

Manchmal ist es beklemmend zu sehen, wie sehr Menschen blind den Heilsversprechungen von Konsum, Politik oder Religion folgen, ohne ihren Verstand einzuschalten oder den Inhalt dieser Beteuerungen, seien es strahlend weiße Zähne, Weltfrieden oder ewiges Heil, auf die Qualität dieser vier »Grund-Lebensmittel« hin zu überprüfen und abzugleichen.

In diesem Buch geht es um die römisch-katholische Kirche. Eine Institution, die es immer verstanden hat, Herstellung, Rezeptur und Gebrauch dieser Lebensmittel zu okkupieren und den Menschen vorzuschreiben, was sie daraus zu kochen haben. Es gibt für diese Kirche nur ein einziges Rezept, sie nennt es Lehre, von dem sie behauptet, dass es das einzig richtige und allein selig machende sei. Jede andere Zubereitung sei angeblich unverdaulich und führe



zum Tode. Das erinnert an die ehemalige DDR, wo die Gaststätten verpflichtet waren, bestimmte Speisen mit bestimmten Zutaten zum genau gleichen Preis anzubieten.

Es mag sein, dass es Menschen gibt, die die Sehnsucht verspüren, zu folgen und zu gehorchen. Oft geht einem solchen Bedürfnis jedoch eine Erfahrung von Angst und Enge voraus, die Manipulation und Deformation erst möglich machen. Aber in uns ist ein unwiderstehlicher Drang nach Freiheit und Selbstbestimmung angelegt. Das ist ein Merkmal des menschlichen Daseins. Der freie Wille ist Gottes\* Geschenk und Anspruch an uns.

Ein Grunddilemma der Kirche, die oft von *Liebe* spricht, ist, dass die Verfassungen, die sich moderne demokratische Gesellschaften geben und gegeben haben, die Kirche in punkto Barmherzigkeit und Nächstenliebe inzwischen längst überholt haben.

Ein zweites Grunddilemma der Kirche, die den Menschen *Gemeinschaft* anbietet, ist ihr Gehabe. Eine aus unserer Sicht oftmals hierarchisch organisierte Zwangskontrolle, die die Organisation bis in die letzten Glieder von Gemeinden beibehält – inklusive

dem Recht, Einzelne und ganze Gruppen von der Gemeinschaft auszuschließen und zu verdammen. Das kann einer Un-Kultur von Denunziantentum und vorauseilendem devoten Gehorsam Tür und Tor öffnen und so einem System Vorschub leisten, das Weiterentwicklung, Eigenständigkeiten und Veränderungen in Gemeinden verhindert oder torpediert.

Ein weiteres Grunddilemma der Kirche, die von *Freiheit* spricht, ist, dass sie schon lange ihre Freiheit verloren hat: Die ersten christlichen Gemeinschaften besaßen noch die Freiheit der Ohnmacht und der Armut. Diese Freiheiten hat die jesuanische Bewegung eingetauscht, indem sie römische Staatsreligion wurde und sich damit in die Bünde und Abhängigkeiten weltlicher Macht begeben hat.

Und ein viertes Grunddilemma der Kirche, die von *Gerechtigkeit* spricht ist, dass sie das sich wandelnde Rechtsbewusstsein, den wachsenden Gerechtigkeitssinn und die Demokratisierungsbestrebungen in den sich weiter entwickelnden Gesellschaften und emanzipatorischen Strömungen ignoriert oder als »Zeitgeist«, dem man nicht folgen sollte, diffamiert.

Mit der befreienden Botschaft des Jesus von Nazareth im Rücken könnten wir Christ\* innen fröhliche, gelöste, staunende, dem Leben und den Menschen vertrauende Leute sein, mit ansteckendem Gottvertrauen und tatkräftiger Nächstenliebe. Aber anstatt Gesellschaften zu inspirieren, in Teilhabe, Demokratisierung und Verwirklichung der Menschenrechte bis ins letzte Glied voranzuschreiten, läuft die Kirche freiheitlichen Entwicklungen und wissenschaftlichen Erkenntnissen, wie wir es sehen, bestenfalls hinterher. In vielen Fällen, grade wenn es um Gleichberechtigung und Emanzipation geht, versucht sie sogar zu bremsen.

Gerade auch da, wo es um Gerechtigkeit, Aufklärung oder Veränderung in den inneren Angelegenheiten der Kirche geht, die allerorten von aktiven Gläubigen gefordert werden, geschieht dies, wenn überhaupt, nur auf Druck und nur in Form von Minimalst-Bewegungen oder Veränderungssimulationen.

Dies gilt vor allem in den Bereichen der sexualisierten Gewalt, wo die Kirche furchtbare Schuld auf sich geladen hat. Verbrechen wurden nicht nur vertuscht, sondern ihnen wurde durch Verschweigen

und Unfähigkeit zu Empathie und Fürsorge auch noch Vorschub geleistet. Auch bei der sogenannten Aufarbeitung wurde und wird immer wieder nur auf Druck von außen und aus Sicht vieler Beobachter\* innen zu zögerlich agiert.

Es scheint: Im Dunkeln wurde anders gehandelt als im Hellen. Das ist ein Muster, das alle Bemühungen und Gutachten zur Aufklärung klerikalen »Fehlverhaltens« und zahlreicher Verbrechen durchzieht. Statt zu wirklicher Aufarbeitung kommt es immer wieder zu einer Art Aufarbeitungssimulation. Denn das, was aufgearbeitet werden kann, ist meistens nur das, was von den Kirchenherren an Gutachter\* innen und Anwält\* innen an Akten herausgegeben wird. Und selbst wenn die Verwalter der Akten ihre Archive heute komplett öffnen, so blieb und bleibt doch vieles unprotokolliert, vernichtet und ins Verschweigen geraunt. Es wird geschwiegen, bis wieder irgendeine mutige Person Zeugenschaft abgibt oder Journalist\* innen nicht lockerlassen und Details des Grauens unter einem neuen Spotlight beleuchten. Dann wird dementiert, was der geweihte Mund hergibt, oder jemand ist zu alt und verwirrt oder kann sich nicht mehr erinnern. Zugegeben wird nur,

wenn das Unrecht gar nicht mehr verborgen bleiben kann. Und es wird auf Zeit gespielt. Oft sind dann die Täter entweder bereits verstorben oder ihre Taten sind, zumindest nach weltlichem Strafrecht, verjährt.

Seit wir beide uns damit eingehender beschäftigen, wissen wir oft nicht, was erschreckender ist: die Empathielosigkeit den betroffenen Personen gegenüber – und zwar in Vergangenheit und Gegenwart – oder die Schamlosigkeit, mit der immer von Neuem verhindert wird, dass Unrecht benannt und so für die Geschädigten endlich so etwas wie Gerechtigkeit hergestellt werden kann.

Wir kennen derzeit kein einziges Gegenbeispiel, bei dem begangenes Unrecht, sei es sexuelle Gewalt gegen Kinder oder Schutzbefohlene oder andere Formen von Machtmissbrauch, von Kirchenherren ohne äußeren Druck benannt wurden. Nicht ein Oberhirte hat unseres Wissens nach bis heute von sich aus Unrecht personalisiert oder brüderliche Vertuschungs-Handreichungen benannt. Keiner hat nach unserer Kenntnis ohne medialen Druck damit begonnen, aufzuklären und aufzuarbeiten, geschwei-

ge denn das Unrecht wirklich von sich aus wiedergutzumachen. Stattdessen wird Schuld, so sie geweihte Herren der Kirche betrifft, oftmals »wegspiritualisiert«. Man spricht von Vergebung und Buße, die jedoch ohne Konsequenzen bleiben. Man sondert »Betroffenheitsquickies« ab über das Leid der Kinder, das man übersehen habe, und äußert ein Bedauern darüber, dass in den vergangenen Jahrzehnten das Bewusstsein für diese Taten und deren Konsequenzen für die Geschädigten noch nicht »im Blick war«. Wo die Hüter der reinen Lehre oftmals sehr schnell zur Stelle sind, um das Tun und Lassen »ungeweihter Menschen« zu richten, zu verurteilen und zu verdammen, gab es für die »Brüder im Nebel« stets brüderliches Verständnis und väterliches Verzeihen. Während das Münchner Gutachten vom Januar 2022 viel von diesem »brüderlichen Verständnis« dokumentiert, verzeichnet es kein »relevantes Fehlverhalten« des Bistums, wenn es um die Ahndung von sexuellen Verbrechen ging, die »Laien« begangen haben: Sie wurden, ganz im Gegensatz zu den klerikalen Verbrechern, angezeigt und gekündigt ohne Wenn und Aber.<sup>1</sup>

Es ist für unser Gewissen und unseren Glauben existenziell wichtig geworden, die »Frohe Botschaft« eines Jesus von Nazareth abzugleichen mit dem, was die Kirche lehrt. Wir sehen eine unvereinbare Diskrepanz zwischen dem, was sie meint, für das Leben der Gläubigen ableiten und anweisen zu können, und dem, was diesen Jesus, selbst für Nichtchristen, oft so anziehend macht: dass die Liebe zu Gott\*<sup>2</sup> nur wahr wird in der Liebe zum Nächsten. Dass Gottes\* Erbarmen sichtbar wird in unserem Erbarmen füreinander. Und dass Gottes\* Segen da wirkt, wo wir ein Segen sind.

Wenn Jesus sagt, der Sabbat sei für den Menschen da und nicht der Mensch für den Sabbat, so zeigt *er* uns einen Weg, unsere Sicherheiten und Regeln immer wieder im Lichte der sich verändernden Notwendigkeiten zu betrachten. Im Lichte der Liebe, also dem, was uns und unseren Mitmenschen guttut.

Wir leben nicht in einer starren Welt, sondern in einer, die sich ständig wandelt, anpasst und lernen muss, mit neuen Gegebenheiten umzugehen und zu überleben.

Wir selbst sind als Teil allen Lebendigen wandelbar, genau wie das Leben um uns herum. Und auch unsere Erkenntnis ist nicht statisch. Regeln für unser menschliches Zusammenleben sind immer wieder daraufhin zu überprüfen, ob sie noch zu den Gegebenheiten und Erkenntnissen passen. Dafür haben wir unseren Verstand. Ein Gottesgeschenk, das wir nutzen sollen.

Wir sind keine perfekten, in Stein gehauene Skulpturen der Personen, die wir sein sollen und sein werden, als einzige Möglichkeit unseres Selbst. Nein! Wir sind, wie in der Genesis so wunderbar poetisch erzählt, aus Erde gemacht, aus einem wunderbaren weichen, formbaren Batzen Ton. Einem besonderen Material, das wir elastisch halten sollten – mit der Feuchtigkeit unserer Demut und unserem Bewusstsein, sterbliche Geschöpfe zu sein.

Wir haben viele Möglichkeiten, unser Leben zu formen. Das ist unsere Freiheit.

Unser Streben nach Optimierung geht oft einher mit Selbstüberschätzung. Das Alte Testament erzählt vom Turmbau zu Babel: Die Menschen wollten werden wie Gott\*, an den Himmel rühren, selbst Schöpfer sein, Herr über Leben und Tod. Da-



bei holten sie sich – und holen wir uns auch heute – nicht nur blutige Nasen, sondern gehen das Risiko ein, unser Leben, unsere Welt, unsere Existenzgrundlagen zu verlieren.

Demut heißt, nicht nur zu erkennen, dass wir nicht perfekt sind, dass wir Fehler machen und all unser Schaffen endlich ist, sondern sie ist die Erkenntnis unseres Platzes vor dem Göttlichen: Wir sind Teil des endlichen, sich stets wandelnden Lebens.

»When too perfect, lieber Gott böse« – dieses Zitat stammt von Nam June Paik – einem koreanischen Künstler. Es ist ein sehr sehr kluger Satz. Denn das Perfekte ist tot. Es muss im Moment der Vollendung erstarren. Wenn es nichts mehr zu verbessern gibt, entweicht das Leben. Dann ist eine Wandelbarkeit ausgeschlossen. Eine Sinnesänderung nicht mehr vorgesehen.

Vielleicht hat die römische Kirche 1870 mit dem Beschluss, etwas Menschliches als *unfehlbar* zu titulieren, genau diese Grenze überschritten. Sie hat damit die Anmaßung Gott\* gegenüber auf die Spitze getrieben und sich selbst in ihr Gefängnis unwandelbarer Wahrheiten gesperrt. Denn wie könnte ein

Mensch, sei er auch Papst, jemals unfehlbar agieren. Seither muss diese Kirche auch ihre Kontrollsucht auf die Spitze treiben, erst recht in einer Welt, die sich schwindelerregend schnell verändert.

Wir Menschen kennen viele Korrektive und wir sehen mit jeder neuen Generation, dass die Sehnsucht nach Freiheit, Liebe, Gerechtigkeit und Gemeinschaft neue Formen annimmt, sich neue Wege bahnt, neue Defizite des Alten und Möglichkeiten des Neuen sichtbar macht.

Der römischen Kirche fällt es ungeheuer schwer, in diese sich stets wandelnden neuen Möglichkeiten Vertrauen zu setzen, also den Verstand als Gottesgeschenk zu betrachten und der Sehnsucht der Menschen den Göttlichen Funken zuzutrauen. Zahlreiche Verantwortliche in der Kirche – so sehen wir es – wittern überall Gottlosigkeit und Glaubensschwund, wenn Menschen versuchen, Licht und Luft in ihre alten Gemäuer zu bringen, und sich Gedanken über die ursprünglich schlichte Schönheit des Gebäudes machen.

Dort wo Menschen neue Worte für ihren Glauben suchen und andere Sichtweisen entdecken – auf das

Göttliche, die Schöpfung oder auf die Beziehungen zwischen all dem –, da wächst das Misstrauen derer, die den Gral der einzig richtigen Glaubenswahrheiten hüten. Viele Amtsträger in der Kirche reagieren dann mit Verboten und Befehlen. Die Kontrollsucht und Gehorsamseinforderung der römischen Kirche ist ein Indiz für ihr tiefes Misstrauen den Menschen gegenüber. Und dieses tiefe Misstrauen scheint uns ein immenses Fehlen an Gottvertrauen zu sein. Denn wie Gottes-\* und Nächstenliebe untrennbar verschränkt sind, so ist auch Vertrauen in Gott\* und den Nächsten untrennbar aneinander gebunden.

Jesus hat diese Untrennbarkeit gelebt. Er hat die Ohnmacht des Kindes in der Krippe nie abgelegt. Sein Gottvertrauen war so unbeding, dass er das konnte. Sein Gottvertrauen befreite ihn von der Angst. Menschenmacht hatte *er* nicht nötig. Kierkegaard sagt: »In Jesus scheint ein Gott auf, der uns Menschen unendlich vertraut«

Gottvertrauen ist keine Einbahnstraße. Jesus sagt: »Was ihr den Geringsten tut, das tut ihr mir.« Das zeigt die Gegenspur.

Misstrauen gegen Gott\* und Menschen führt zur Erstarrung. Wer Gott\* und Menschen misstraut, kennt keine Demut, kann sich nicht in den Schatten stellen, lässt sich nicht befeuchten vom Humus des Lebens. Er muss oben stehen, im Licht, und die Kontrolle über alles behalten. So bleibt man nicht beweglich und geschmeidig. Erstarrung ist die Folge.

Dieser Unbeweglichkeit wollen wir uns nicht mehr aussetzen. Diese Kirche hat an vielen Stellen den einst fruchtbaren Nährboden der guten Botschaft Jesu mit der Hitze ihrer Macht ausgetrocknet. Die Menschen verlassen die Institution in Scharen, weil sie tief enttäuscht vom Agieren der Mächtigen sind. Und um ihren Glauben zu retten. Weil die Samen ihrer Sehnsucht nach Liebe, Gemeinschaft, Freiheit und Gerechtigkeit in dieser Dürre keine Frucht bringen können.

Was aber sollen wir tun? Bevor die frohe und befreiende Botschaft des Jesus von Nazareth verschüttet wird unter den Trümmern der römischen Selbstherrlichkeit, fordern wir dazu auf: Entmachtet diese Kirche! Gebt sie den Menschen zurück!

# LIEBE

Lisa Kötter // Was macht diesen Jesus von Nazareth so anziehend? Warum pilgern Millionen von Menschen an die Stätten seines Lebens und Wirkens? Warum wird *er* in Kirchen, Kapellen oder an Wegkreuzen überhäuft mit Blumen, Kerzen oder doch zumindest mit Respekt? Warum haben sogar Gläubige anderer Religionen oder Menschen, die nicht an etwas Höheres glauben, viel für Jesus übrig?

Es ist die Liebe, die man *ihm* glaubt.

In der römischen Kirche gibt es viel Liebe. Zumindest wird dieses Wort in Predigten und Ansprachen ständig im Munde geführt. Die *Caritas* ist in Deutschland eine der größten Arbeitgeber\*innen innerhalb der Kirche und auch des Landes. *Caritas* heißt *Liebe*. Die *Caritas Deutschland* übersetzt das lateinische Wort auf ihrer Internet-Seite mit »Nächstenliebe« und erläutert anschließend die christlichen Werke der Barmherzigkeit.<sup>3</sup>

In Deutschland wird Kirchensteuer erhoben und vom Staat an die Kirchen weitergeleitet, die damit nach eigener Auskunft viel Gutes tun. Die Kirche delegiert diese tätige Nächstenliebe meistens an Profis: in der Regel bestens ausgebildete Menschen, die mit viel Herzblut ihre Aufgaben erfüllen. Unter dem Dach des Deutschen Caritasverbandes sind dafür zahlreiche Organisationen, Vereine und Stiftungen tätig. Mehr als 700 000 Mitarbeiter\* innen waren bei der letzten Erhebung in über 25 000 Einrichtungen tätig.<sup>4</sup> Dazu gehören Krankenhäuser, Pflegeheime, Sozialstationen, Schulen, Kindergärten, Einrichtungen für Menschen mit einer Behinderung und vieles mehr. Und es gibt ohne Frage viele gute kirchliche Einrichtungen – ein Netz von Anlauf- und Beratungsstellen für alle Arten menschlicher Krisen. Ein von der deutschen römischen Kirche (mit-)finanziertes System der Wohlfahrt. Darüber wird gern geredet, auch von Politikern, die auf die Kirche nichts kommen lassen wollen. Weil sie ja »so viel Gutes tut«.

Immer wieder wird in Diskussionen darauf hingewiesen, dass es auch deshalb sinnvoll ist, Mitglied der Kirche zu bleiben. Aber die Kirchensteuer dient

in erster Linie dazu, das Personal der katholischen bzw. evangelischen Kirche zu finanzieren – Priester, Pastoralreferent\*innen, Kirchenmusiker\*innen, Verwaltungsmitarbeiter\*innen bzw. evangelische Pfarrerrinnen und Pfarrer. Und natürlich auch zur Unterhaltung der zahlreichen kirchlichen Besitztümer – vom Kölner Dom bis zur kleinen Dorfkirche; katholische Gemeindehäuser, Bildungseinrichtungen, Akademien, Freizeitheime.

Tatsächlich gibt die Kirche laut Recherchen von Christiane Florin (Deutschlandfunk) nur etwa 10 % der Kirchensteuereinnahmen für öffentlich-soziale Zwecke aus.<sup>5</sup>

Dass die Kirche mit den Einnahmen vor allem caritativ tätig wäre, ist stark überschätzt!

In Wirklichkeit zahlt auch in fast allen Einrichtungen, für die die Kirche als Träger verantwortlich zeichnet, der Staat kräftig mit und lässt es, nebenbei bemerkt, auch noch zu, dass in diesen staatlich bezahlten Einrichtungen kirchliches Arbeitsrecht gilt, das in vielen Punkten die Grundrechte der Menschen nicht achtet. Beispielsweise gibt es nach wie vor das Problem, dass kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zum Beispiel wegen gelebter

Homosexualität oder einer Wiederverheiratung nach Scheidung die Entlassung aus dem Arbeitsverhältnis droht. Auch hier bestand übrigens eine auffällige Diskrepanz zur arbeitsrechtlichen Konsequenzlosigkeit, die klerikalen Brüdern entgegengebracht wurde, die sich an Kindern vergangen haben.

Doch zurück zur *Caritas* in Deutschland: Die christlich gebotene Pflicht der Nächstenliebe wird mit dieser mehr oder weniger kirchlich finanzierten Sozialarbeit professionalisiert. Und man hält damit gleichzeitig Abstand zu menschlichen Niederungen, Unannehmlichkeiten, Armut, Schmutz und Krankheit. Die Sozialarbeit ist fern von den Herren in makellosem Schwarz, fern von den Kathedralen und Gotteshäuser, ja meistens auch fern von den ungestört feiernden Gemeinden.

### **Werke der Barmherzigkeit**

Nicht von der Kirche finanziert, sondern meistens auf zusätzliche Spenden angewiesen sind dagegen die unzähligen Werke der Barmherzigkeit, die gläubige Christ\*innen tagtäglich ehrenamtlich verrichten, sei es durch Kranken- und Altenbesuche oder Arbeit



mit Geflüchteten oder anders Benachteiligten. Jedoch werden diese Wohltaten gern und oft miterwähnt, wenn es um »das Gute, das Kirche tut« geht.

Am Silvestertag 2021 sagte Felix Genn, Bischof des Bistums Münster, in seiner Predigt zum Jahresende folgende Sätze: »Da ist am meisten Kirche, wo sie sich erniedrigt hin zu den Armen, Bedrängten und in Not Geratenen.«<sup>6</sup> Er warb für eine »Haltung der Selbsthingabe, die einfach in das Verschwinden hineingeht, aber die gerade da präsent ist, wo Menschen leiden und in Not sind«, und bezog sich auf die Flutkatastrophe im Ahrtal: »In dieser Gegend wurde mir deutlich, dass Menschen plötzlich gespürt haben, wie relevant und bedeutsam Kirche durch ihre Seelsorger und ihre konkreten Helfer ist.« Das würde oft in der Öffentlichkeit zu wenig wahrgenommen. Dabei sei »in diesem Dienst von Glaube, Hoffnung und Liebe oft mehr Kirche als in dem, was äußerlich an Skandalen oder großen positiven Events berichtet wird«.

Es ist erstaunlich, wie ein Mensch das Problem, das selbst viele Christen mit der Kirche haben, in wenigen Worten so treffend abbildet: »Wo Kirche sich erniedrigt ...«

In einer solchen Formulierung wird ein Kirchen- und Klerikerbild, ja die ganze Herablassung eines Standes, deutlich. Es ist ein Kirchenbild aus dem 19. Jahrhundert, ein Bild von Goldbrokat und Unterwürfigkeit, von Schleppe tragenden »heiligen Priestern Gottes«, die sich gnädig hinabbeugen zu den Schafen ihrer Herde.

Ein Bild, in dem die Schäfchen jede Herablassung eines Gottesmannes als Akt der Gnade zu verstehen haben. Eine Sicht auf Menschen, sogenannte »Laien«, die scheinbar immer noch durch viel zu viele Klerikerhirne wabert und wegen der so viele, auch »Gläubige«, das Weite suchen.

»Da ist am meisten Kirche, wo sie sich erniedrigt«, sagt Bischof Genn – was für ein überheblicher Schmarrn! Wenn die Kirche wäre, was sie behauptet zu sein, gäbe es keine Handbreit Raum und keinen Grund für Herablassung, sondern einzig ein selbstverständliches Teilen auf Augenhöhe. Denn dann gäbe es das Bewusstsein, dass alles ein Geschenk ist. In der Mitte stünde dann nicht die glorreiche Erhabenheit »der Kirche«, die sich »erniedrigen« muss, um bei den Menschen zu sein, sondern der Mensch selbst. Je gebrechlicher und zerbrechlicher, desto mittiger.

Im Matthäusevangelium wird im 25. Kapitel ein Gleichnis Jesu erzählt, das in einem Satz dessen Sichtweise auf den Punkt bringt: »Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.«

Jesus hat sich nicht herabgelassen. Er war mit und unter den Menschen auf Augenhöhe. Er ist zu den Kranken und Aussätzigen gegangen, die damals von allen gemieden wurden. Und er hat als Armer mit den Armen gelebt.

Menschen dienst ist Gottesdienst. Wenn dieser herablassend gedeutet wird, so wird er zur Demütigung derer, mit denen Jesus sich selbst identifiziert. Bei ihm ist kein Platz nach unten für Herablassung! Da kann es nur Augenhöhe geben.

Wenn die Füße auf dem gleichen Grund stehen, dann fällt auch eine Umarmung sehr viel leichter.

### **Die römische Kirche hat ein Haltungsproblem.**

Sie braucht sozusagen dringend orthopädische Hilfe. Und, vielleicht noch dringender, eine gute Fußpflege. Damit sie es endlich lernt, mit den Füßen

richtig auf der Erde zu stehen und eine wirklich menschliche Haltung anzunehmen. Damit sie sich nicht ständig – Gott\* vertretend – über den Menschen wöhnt und aufspielt.

Bischof Genn spricht von »Seelsorgern und konkreten Helfern«. In deren Tun sieht er die eigentliche Bedeutung und Relevanz der Kirche, einen Ausdruck ihrer Botschaft. Genau dorthin, auf diese »eigentliche Kirche«, solle doch bitte die Öffentlichkeit schauen, nicht immer nur auf die Skandale oder die große Events.

Ja, schauen wir mal hin: Mitten in Münster, der Stadt, in der Herr Genn seinen Bischofssitz hat und seine Silvesterpredigt hielt, gibt es einen Keller, der randständig zu einem vom Orden der Alexianer geführten Krankenhaus liegt und gehört. In diesem Keller ist ein Treffpunkt für Menschen untergebracht, die obdachlos oder sehr arm sind. Die bedürftigen Personen können hier zwei- bis dreimal am Tag eine Mahlzeit einnehmen, duschen, sich warm einkleiden, Gesellschaft und ein offenes Ohr finden und das alles in menschlicher und räumlicher Wärme. Vor über vierzig Jahren gründete eine Ordensschwester diese kleine, unbürokratische und,

trotz der unterirdischen Lage, freundliche Stätte. Viele der bedürftigen Gäste beteiligen sich selbst an den Abläufen und an der Gestaltung dieses Hoffnungsortes. Andere Personen helfen durch Spenden, durch wöchentliches Kuchenbacken, durch ehrenamtliches Mittun. Eine Sozialarbeiterstelle wird vom Orden der Alexianer, der auch die Räumlichkeiten zur Verfügung stellt, finanziert.

Dieses Projekt wird zu großen Teilen durch Spenden finanziert – nicht vom Bistum, dessen Bischof doch in solchem Tun die »wahre Kirche« sieht. Allerdings hat die Ordensschwester, die seit etwa fünfzehn Jahren die Seele des Treffpunktes ist, eine vom Bistum finanzierte Zehnstundenstelle. Dass der Rest Liebe ist, versteht sich von selbst ...

Wenn diese Einrichtung ein Jubiläum feiert, richtet sich gern ein ecclesiogenes Scheinwerferchen auf diese Arbeit mit und für die Armen und Benachteiligten, auf diesen kleinen Keller der tätigen Nächstenliebe. Einen Moment lang stehen dann arme, benachteiligte Menschen in der Mitte kirchlicher Aufmerksamkeit. Danach sinkt der unauffällige Nebeneingang, zu dem die fast zwanzig Stufen hinabführen, wieder in die übliche alltägliche Unauffälligkeit und an den Rand

kirchlicher Aufmerksamkeit. Das verborgene Leben der Armen.

Hier gehen Menschen ein und aus, die für Jesus immer in der Mitte standen. Wenn sie nicht gehbehindert sind, denn dann wird es schwierig mit den vielen Stufen. Dann wird ihnen die Mahlzeit von helfenden Händen nach oben gebracht und sie müssen sie draußen verzehren.

Und die solidarischen Mitmenschen suchen weiterhin jeden Tag unermüdlich die Mittel zusammen, die nötig sind, um diese kleine Oase der »wirklichen Kirche« zu erhalten. Einer Kirche, die versucht, ihr Versprechen einzulösen, in der Spur Jesu zu bleiben.

Dort unten im Keller scheint es auf, das Reich Gottes\*, von dem Jesus spricht. Liebe, die sich nicht herablässt, sondern eine Haltung ist. Weil sie im *Du* wie im *Ich* dasselbe Göttliche Geheimnis erkennt. Diese Liebe hat ein gesundes Rückgrat und Füße mit Stehvermögen.

Doch sie scheint fast unsichtbar zu sein für diejenigen, die im Lichte stehen, für die Kirche der Purpur tragenden Herren. Für sie ist dieses große Engagement anscheinend zuweilen eine Art Feigenblättchen, ein Thema für Sonntagspredigten.

»Unsere Gäste sind Prophet\* innen«, sagt Schwester Klara Maria, die gute Seele des Treffpunktes im Keller. »Sie helfen uns. Weil zum gegliückten Menschsein, zum Zufrieden-Sein, Nehmen *und* Geben gehört. Dieses Glück erfahren alle, die hier mittun. Es ist ein heiliger Ort.« Matthias, der Sozialarbeiter, träumt davon, diesen Ort größer zu machen, sichtbarer.

Wie wunderbar wäre es, eines der Kirchengebäude mitten in der City zum Menschenort zu machen, in dem der Manager neben dem Heimatlosen auf Augenhöhe sein Mittagessen einnimmt. Beide – so der Traum – im Besitz einer kleinen Mensakarte, für die der eine zahlt und der andere nicht. Ein Ort des Miteinanders und der Begegnung, an dem Menschen satt werden an Körper und Seele. Weil sie sich wertgeschätzt fühlen. Nicht eines Kellers wert, sondern eines Gotteshauses.

Sichtbarkeit verleiht Würde!

In der Mitte der Stadt und der Kirche gäbe es Möglichkeiten. Es ist alles da! Kirchengebäude, Geld, Menschen, die begeistert mittäten. Man muss es nur tun! Allerdings müsste man auch manches Gewohnte loslassen und vertrauen, dass es gut wird.

Einen Ort schaffen, viele Orte schaffen, die die Botschaft Jesu verkörpern – im wahrsten Sinne des Wortes: »Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.«

### **Gottesdienst ist tätige Liebe. Ist Solidarität.**

Alle Pracht, alle Theologie und alle Frömmigkeit ist nichts als Tand, wenn die Liebe fehlt.

Wenn Kirchenräume für ein solches Miteinander der Menschen geöffnet würden, dann könnte Bischof Genn auch in seiner Stadt und zu jeder Zeit diese »wahre Kirche« sichtbar machen. Erst recht, wenn er einfach die Schlüssel an diejenigen übergäbe, die seit Jahren und Jahrzehnten, meistens un bemerkt und im Verborgenen, diese wahre Kirche sind – übrigens auch, wenn sie einer anderen Religion, oder auch keiner, angehören. Die Kirche den Menschen zu geben, dazu gehörte allerdings Vertrauen in die Menschen. Letztlich: Gottvertrauen.

In Frankreich, wo die Kirche arm ist, gibt es Kirchengebäude, in denen Geflüchtete wohnen, die sich dort mit einfachsten Mitteln Nischen und Abteile



für etwas Rückzug und Privatsphäre einrichten konnten. Gemeindemitglieder gehen zum Beten und zum Helfen ein und aus. Es sind Menschenorte, Gottesorte.

Undenkbar bei uns? Weil hier alles gut geregelt und wie geschmiert professionalisiert sein muss?

In Frankfurt wird im Kleinen trotzdem etwas versucht. Dort gibt es die »Pommesschwestern«. Eine kleine Gruppe von Steiler Schwestern betreibt dort eine Pommeshütte vor ihrer Gemeindekirche. Es gibt gute Fritten gegen eine Spende – oder für Arme für lau – mit selbstgemachten Saucen. Gespräche, manchmal Seelsorge, zwischen Frittierfett und Fingerschlecken.

Auf der Orgelepore der Kirche gibt es eine Kleiderkammer, im Kirchenraum eine Anlaufstelle für Frauen in Not und in der Sakristei Kühlschränke mit Lebensmitteln, die vor dem Wegschmeißen gerettet wurden. Ein sichtbar offener Menschenort. Begehbare, alltägliche, essbare, wärmende, gesprächsbe-reite, mitfühlende Mit-Menschlichkeit. Eine Kirche, die sich erkennbar auf Augenhöhe begibt und versucht, liebevoll ansteckend zu sein und die Not zu

wenden. Menschenort und darum auch Gottesort. Denn Menschendienst ist Gottesdienst.

Vieles, was der Kirche als fürsorgliches Engagement gutgeschrieben wird, ist in Wirklichkeit persönlich initiiert. Einzelne oder ganze Gruppen engagierten sich für andere, weil es Not tut und ihnen das Geben und Teilen Freude bereitet.

In anderen Fällen ist das karitative Handeln jedoch durchaus ein profitables Geschäft im unternehmerischen Wettbewerb. Beispielsweise beteiligen sich kirchliche Träger öfter erfolgreich und gewinnbringend an Krankenhausgesellschaften. Freilich hat der staatlicherseits erfolgte Umbau unseres Gesundheitssystems ein solches profitorientiertes Denken und Handeln erst möglich gemacht. Aber die Kirche verdient an solchen Stellen auch gerne mit! Dazu eine kleine, wahre Geschichte aus unserem Umfeld, die ein Licht auf staatliche und kirchliche Wohlfahrt wirft: Auf der Eigentümerkonferenz eines Unternehmens, das Kliniken betreibt, waren Verwaltungschefs, Chefarzte, Berater und Aktionäre anwesend. Es ging darum, aus den kleineren Krankenhäusern der Region,

die bis dato jeweils über eine chirurgische, internistische, kardiologische, intensivmedizinische Abteilung und auch eine Abteilung für Geburtsmedizin verfügten, spezialisierte Kliniken zu machen. Eine auf Herzoperationen spezialisierte, eine für die Gelenke, eine für die Frauenheilkunde etc.

Ein Wirtschafts-Beratungsunternehmen hatte im Vorfeld ein entsprechendes Gutachten erstellt, man empfahl die Spezialisierung, weil nach entsprechender »Leuchtturm-Umgestaltung« fette Gewinne winkten. Dass eine Frau mit Wehen nicht so gerne siebenzig Kilometer über kurvige Straßen zum Ort der Geburt gefahren werden mag, war den Gutachtern nicht in den Sinn gekommen. Wahrscheinlich war keiner der sehr jungen Herren Berater bisher Vater geworden, sonst wäre ihnen die Topografie der Gegend vielleicht wenigstens in diesem Bezug aufgefallen.

Allerdings wurden doch Bedenken laut: Es meldete sich ein Chirurg und schilderte einen aktuellen Fall, in dem ein Mann nicht überlebt hätte, wenn ein Kardiologe der anderen Station im Hause nicht mit Rat und Tat sofort zur Stelle gewesen wäre. Dieser Patient wäre in einer »Leuchtturmklinik« wohl verstorben.

Darauf meldete sich der Vertreter des größten Gesellschafters dieses Klinik-Unternehmens, nämlich der des Bistums, zu Wort. Er sagte, es sei doch besser, der ein oder andere Patient stürbe, als wenn das Unternehmen als Ganzes Probleme bekäme. Damit war die Diskussion dann tatsächlich schnell beendet. Wo vor allem das Geld zählt, bleiben Barmherzigkeit und Nächstenliebe zur Not auch auf der Strecke.

## GNADE

Wir haben uns angewöhnt, das Wort »Gnade« als Herablassung zu sehen. Von oben herab gewährt der oder die »Gnädige« seine und ihre Huld. Und das möglichst, ohne sich selbst dabei die Finger schmutzig zu machen.

Jesus stellt aber klar: Wir alle sind es, die in Gottes\* Gnade leben. Wir alle bedürfen ihrer. Jesus verweist auf einen Gott\*, dem wir in *Ihm* und in jedem Nächsten auf Augenhöhe begegnen. Gott\* selbst wird damit zum Bedürftigsten, Schwächsten, Kleinsten. So zeigt Jesus uns die Gottesbildlichkeit jedes Menschen. Die Liebe unter uns, so lehrt er, ist die sichtbare Gnade Gottes\*. Erst sie macht den Segen Gottes\* in der Welt wahr und sichtbar. Wenn wir das glauben und dieser Spur folgen – wo bleibt dann noch Platz für Herablassung?

Dazu folgende Geschichte über Oma Helli und die Gnade: Als junge Frau wohnte ich mit Mann und Kindern in einer alten Wassermühle. Dort lebte auch die »Oma Helli«. Über achtzig Jahre alt, sägte sie noch täglich mit der Hand ihr Ofenholz zum

Kochen und Heizen. Auch ihren Küchengarten bestellte sie selbst.

Acht Kinder hatte Oma Helli großgezogen. Als junge Mutter hatte sie auf dem Gut der Adelligen im Ort geschuftet – auf dem Feld, beim Brotbacken, bei der großen Wäsche. Acht bis zwölf Stunden am Tag war sie verpflichtet, auf dem Gut zu helfen, immer ein Kind auf dem Rücken, eines »am Rock«, die anderen um sie herum. Den einquartierten Soldaten im Gut wusch sie zusätzlich noch die Wäsche (mit der Hand, versteht sich), und für ein paar Pfennige extra brachte sie im Umkreis von drei Kilometern täglich die Post zu Fuß zu allen Einwohnern des kleinen Ortes.

Oma Helli war arm. Reich war sie nur an nie endender Arbeit. Manchmal reichte es trotzdem nicht für das Notwendigste, als sie jung und ihre Kinder klein waren.

Einmal musste eine ihrer Töchter nach schwerer Erkrankung zur Kinderkur. Aber sie besaß kein Nachthemdchen. Helli hatte nicht einmal ein Betttuch übrig, aus dem sie ein Hemdchen hätte nähen können. So ging sie schweren Herzens zur Baronin, um ein Stück Leinen zu erbitten. Sie tat das nicht

gern, denn Helli war eine stolze Frau und die Baronin bekannt für ihren Geiz, ihre Herrschsüchtigkeit und ihr hoheitsvolles Gebaren.

Die Baronin hörte sich die Bitte der Mutter an und begab sich – oh Wunder – in das Gemach, wo Schränke voll mit Leinen standen. Helli konnte es kaum glauben und schalt sich innerlich schon, wie sie die Baronin doch verkannt hätte. Dann kam die Dame zurück und reichte der Bittstellerin ein Taschentuch.

»Ich habe es ihr vor die Füße geworfen, habe mich umgedreht und sie nie wieder um etwas gebeten«, erzählte Oma Helli.

Ihre Tochter ist trotzdem in Kur gefahren: Der Weißzeughändler im Nachbardorf, übrigens ein jüdischer Bürger, der dann ein paar Jahre später »verschwand«, hatte ein Herz und schenkte Helli ein ausreichend großes Stück Leinen, aus dem sie ein Nachthemd für ihre Tochter nähen konnte.